

Ein Erbteil [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 44

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 31. Oktober

☞ ☞ Aufruf. ☞ ☞

Was wir erhofften, erreichten, errafften,
Was wir ertrugten, erdarbten, erschafften,
Urahn und Vater und Enkelkind —
Was wir im mutigen Glauben erhöhten,
Eine Kultur kann kein Völkerkampf töten
Denen, die friedlichen Willens sind.

Sehn wir Nationen im Haß sich zerfleischen,
Laßt uns nicht zagen, nicht aufgeschreckt kreischen:
Zwischen den Zähnen zerbeißt den Schmerz.

Aber dem blutigen Gestern und Heute
Reiß aus dem Rachen als kostbare Beute,
Menschheit, dein zuckendes Bruderherz.

Wahr im Gewissen, im Wort und im Handeln,
Wer wagt das Antlitz der Kraft zu verschandeln,
Die nicht vom Willen zur Liebe läßt?
Surchtbarer Krieg, wirf die Waffen beiseite —
Heilig, im weißen Gewande bereite,
Seele, dem Weltfrieden das Fest!

Maja Matthey.

□ □ □ Ein Erbteil. □ □ □

Don Jakob Bofhart, Zürich.

6

Am Sonntag morgen, nach dem Füttern, saß Blasi brütend hinter dem Haus, als in großer Hast und Aufregung das Höderli des Weges kam. Es warf ihm einen scharfen Blick zu und ging grußlos und steif, als wollte es den Höder für immer strecken, an ihm vorbei. Der Meister stöberte noch in der Tenne herum. Die Näherin hatte ihn bald gefunden und redete ihn erregt an. Blasi schlich sich zum Tenntor und horchte. Die Lehrtochter sei ganz verstimmt, berichtete das Höderli, sie gebe keine vernünftige Antwort mehr, mit der Nadel habe sie seit drei Tagen keinen rechtschaffenen Stich mehr gemacht, kaum habe sie eine Arbeit in die Hand genommen, so werfe sie sie wieder unter den Tisch oder in einen Winkel und ergreife eine andere; am liebsten suche sie kleine Tuchreste und Lumpen zusammen, an denen sie dann zerze, bis sie ganz in Fetzen seien. Wollte man sie stören, so fauche sie wie eine Wildkatze, es sei ganz unheimlich im Haus, man müsse sich fürchten, gewiß gebe es noch ein Unglück.

„Ich komme gleich mit Euch hinüber“, sagte der Röhrli Reigel beruhigend. Um nicht gesehen zu werden, verkroch sich Blasi zunächst im Wagenschuppen und dann, als die beiden gegangen waren, in seiner Kammer. Was war das nun wieder? War der Zuber noch nicht überlaufen?

Nach einer halben Stunde kehrte der Meister zurück. Blasi horchte in die Küche hinab. „Sie ist ganz verstimmt“, sagte der Röhrli Reigel mit gedämpfter Stimme zu seiner

Frau, „man muß sie heim schaffen. Mach', daß er nichts merkt.“

Das war wieder ein Schlag auf Blasis Kopf. Die Meisterin rief zum Mittagessen, er gab keine Antwort. Sie klopfte nach einiger Zeit mit dem Besenstiel an die Diele, er schob den Riegel vor. Endlich rief ihm auch der Meister. „Eßt nur!“ gab Blasi zur Antwort.

Essen! Das war nun das Wichtigste! Er lauerte nach dem Pappelhaus hinüber und fing jedes Geräusch auf. Einmal meinte er, das Disteli habe geschrien, seinen Namen Blasi, aber dann blieb es still. Dunkel schauten die Fensterscheiben aus dem Haus und verbargen alles, was hinter ihnen vorging. Nicht ein Flügel war geöffnet. Eine alte Frau ging an dem Haus vorbei und schaute einen Augenblick daran hinauf, humpelte dann weiter und wackelte mit dem Kopfe.

Es mochte ein Uhr sein, als ein geschlossener Wagen beim Höderli vorrumpelte. Es war das Gefährt des Hirschenwirts.

„Seht wird sie heimgeschafft“, stöhnte das Knechtlein. Der Wagen war hinter das Haus gefahren, wo die Türe war. Blasi konnte von seiner Kammer aus nur sehen, wie der alte Kasten wieder schwerfällig davonrollte, das Dorf hinab. Er nahm seinen Hut und sprang zum Fenster hinaus und über die Reijigbeige hinunter, er wollte dem Disteli nachsehen. Aber der Wagen war schon in den Häusern ver-

schwunden, wie hätte er ihn einholen können? In die Kammer zurückkehren, mochte er nicht, er schlich durch den Baumgarten davon und quer durch die Felder, ungefähr in der Richtung, die der Wagen genommen hatte.

Auf einmal fuhr es ihm durch den Kopf: „Ich muß es ersäufen!“ Und dann sagte er lange vor sich hin, wie um den erlösenden Gedanken festzuhalten: „Ersäufen, ersäufen, ersäufen . . .“

Zwei Stunden später saß er an einem Wirtstisch in einem fremden Dorf. Draußen vor dem Haus kugelten ein paar Burschen in Hemdärmeln. Blasi hörte wie im Traum auf das dumpfe Rollen der Kugeln und den hellen, lustigen Ton der gegeneinander springenden Regel. War das ein Tag um lustig zu sein? Können die andern lachen, wenn es auch nur einem so elend ist? Ein Männlein trat in die Stube und setzte sich zu Blasi. Es hatte krumme Beine und grauschwarze Hände, in die sich etwas Schwarzes, Ruß oder Pech, eingefressen haben mochte. Ein starker, verworrener Geruch ging von ihm aus, von Leder, Harz, Schnaps, Tabak. Der Wirt latschte in zerrissenen Pantoffeln heran. „Willst du ein Gläschen, Schuhmacher?“

„Nein, ein Glas“, gab der neue Gast zurück und begleitete das Wort mit einer verschmizten Gebärde über den Tisch hinweg. „Die Flasche ist doch zu groß für den jungen Mann.“

Der Wirt holte schmunzelnd das Glas, füllte es aus Blasis Flasche und schob es dem Schuster zu, der wohlgelaunt mit dem Burschen anstieß: „Gesundheit, werter Freund!“

Blasi trank sein Glas auf einen Zug leer. „Der Pechler verachtet mich weingstens nicht, er soll nur mitlaufen“, dachte er. Laut sagte er, auf die Hände des Schusters deutend: „Habt Ihr auch so schwarze Füße?“ Er war ganz erstaunt, daß er spaßen konnte.

„Noch viel schwärzere“, erwiderte der andere, „aber nicht vom Pech.“ Er begleitete die Worte mit einem fröhlichen Gefächel.

In Blasi fing der Wein sein Trösterwert an. Er fühlte, daß es ihm leichter wurde, daß ihm etwas Hartes im Kopf oder in der Brust zerfloß. So hatte er es auch in Tambelwil erfahren, das war die Erlösung, die ihn wieder ins Wirtshaus getrieben hatte.

Der Schuster stieß ab und zu mit ihm an, und begann ihn auszufragen: „Was gilt's, Ihr habt einen großen Gewerbe zu Haus und sucht eine Frau dazu! Hä? Ja, so ein hübscher Kerl! Der kann anklopfen, wo er will! Es gibt mehr als eine hier, an der auch ein Rohhändler keinen Währschaftsmangel fände. Ich könnte Euch behilflich sein, aber die Hochzeitsschuhe müßt Ihr bei mir bestellen!“

Allmählich löste der Wein Blasi die Zunge. Er sei von Holzhausen, berichtete er, und merkte nicht, wie der Schuster und der Wirt mit den Augen lachten und zwinkerten. Er habe daheim ein großes Gut und sei einziger Sohn, der Vater sei Präsident und halb Großrat und halte immer vier Pferde im Stall, lauter Schimmel. Kühe und Ochsen hätten sie grad halb soviel wie Hörner, und das sei nicht wenig. Er geriet immer tiefer ins Prahlen hinein. Andere Bauern traten in die Stube und setzten sich um den Tisch. Der Wirt klärte sie auf: „Er ist ein Holzhauser und steinreich.“ Man

lachte, und einer, der nicht verstand, einen Spaß auszukosten, rief ihm in die Ohren: „Weißt du nicht, daß du im Löwen zu Holzhausen hochst?“

„Glaub's ihm nicht“, rief ein anderer, „du bist in Weinfelden.“

„Nein, in Rauschlingen“, verbesserte ihn ein dritter, und nun meinte jeder, an dem Knechtlein seinen Witz schleifen zu müssen.

Blasi war noch nicht betrunken genug, um den Spott nicht zu merken. Ein plötzlicher Zorn wallte in ihm auf, er schoß empor, ergriff die Flasche am Hals und schwag sie dem Schuster über den Kopf. Er kam nicht zum Schlagen. Ehe er recht wußte, was er tun wollte, fühlte er sich gepackt, vom Boden gehoben und vor das Haus getragen. Sein Hut flog weit in die Hofreite hinaus über ihn weg. Blasi hob ihn auf und suchte die Richtung, in der er gekommen war. Noch lange hörte er das Wirtshaus ihm nachlachen. Auf dem ganzen Heimweg kochte der Zorn gegen die Holzhauser in ihm. Er hütete sich, ihn zu dämpfen, diese Wut war für ihn ein Schutz gegen etwas Schlimmeres, das heimlich, tief im Fleisch, in ihm bohrte wie ein giftiger Wurm, und jeden Augenblick durchbrechen konnte.

Noch ganz duşelig kam er im Neuhof an. Er zog ein Ueberhemd über sein Sonntagsgewändchen und trat in die Scheune, wo der Röhrli Keigel schon geschäftig war. Alles, was Blasi tat, war eine Entladung, ein Ruck oder Hieb oder Stoß. Der Stall wurde durch das heftige Wesen unruhig, die Ketten der Kühe klirrten lauter als sonst, und begeherten auf. Als Blasi das Kurzfutter in die Krippen schüttete, stand die vorderste Kuh nicht ganz so da, wie es ihm in seinem Zustand recht schien. Er gab ihr im Vorbeigehen schnell einen wuchtigen Fußtritt in den Bauch und noch ein paar Fauststöße als Zugabe in die Rippen, so daß sie zu tanzen anfing. Der Meister war hinten im Stall und verlor kein Wort. Als er aber nach einer Weile zu der gezüchtigen Kuh hintrat und sie freundlich zwischen den Hörnern kraute, merkte Blasi, daß das eine Zurechtweisung sein sollte. Die Wut fladerte noch röter in ihm auf. Er fühlte, daß er etwas Gewalttames verüben würde und verließ voll Mißtrauen gegen sich selber den Stall, um sich schlafen zu legen.

Der Montag war ein verdrießlicher Regentag, die Sensen und Gabeln und Rechen ruhten. Im Neuhof wählte man die kürzesten Silben, um sich zu verständigen. Blasi ging unruhig in der Scheune umher, der Röhrli Keigel sah jede Viertelstunde nach dem Wetter und dengelte dazwischen alle Sensen, die im Haus aufzutreiben waren. Als er die letzte an den Sensenbaum anschlug, stolperte gerade Blasi an ihm vorbei. Er hielt ihn an: „Du hast gestern dem Bleß den Schuh in den Bauch geschlagen, weißt du auch, warum?“ Blasi war betreten und fand keine Antwort.

„Geh hinauf, ich hol dir etwas zum Lesen! Du veräumst heute nicht viel.“

Der Knecht empfand, daß eine besondere Stunde geschlagen hatte und stieg beklommen in seine Kammer hinauf. Bald trat der Meister mit einem vergilbtem Heftchen zu ihm herein.

„Da lies“, sagte er abgemessen, „du müßt es einmal wissen, es wird dir vielleicht nützen. Und nützt es dir nichts, so wirfst du abrutschen, mir mag's gleich sein. Es steht von

einem drin, der war vielleicht nicht gar so schlecht, aber gewalttätig war er. Vor Gericht gestand er, daß er die Tiere manchmal ohne Not mißhandelte, schon in jungen Jahren. Einmal schlug er eine Kuh, bis sie sich am Boden wälzte. Nicht lange nachher tat er, was nur der Herrgott vergeben kann. Das wollte ich dir sagen, und nun lies!“ Damit legte er das Heftchen aufs Bett und ging.

Blasi sah ihm zornig nach. Also auch der hatte kein Erbarmen mit ihm! Er griff nach dem Papier und zerknüllte es. Aber etwas fing in ihm zu fiebern an, er sollte ja nun alles genau erfahren. Er spannte das Papier über das Knie, noch ungeschlüssig, ob er es entfalten oder zerreißen sollte. Dann schlug er die erste Seite auf.

Er las die Schrift zweimal durch. Der, von dem geschrieben stand, den die Richter ausforschten, richtete sich immer deutlicher vor Blasi auf. Er hatte keine Erinnerung an seinen Vater, er kannte ihn nun aber doch, er sah ihn in sich selber, jede böse Regung, die den Vater ins Verderben gebracht, hatte auch in ihm ihr Nest. Und wenn er ihm glich, konnte er nicht auch das gleiche Ende nehmen? Ihn schauderte. Es war ihm, er gehe durch die Nacht und irgendwo öffne sich ein Abgrund, ganz nahe vielleicht, und schnappe nach ihm. Es war Abend, als er mit sich fertig war. Er ging hinunter, legte das Heft dem Meister in die Hände und sagte: „Danke!“

* * *

(Schluß folgt.)

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift Ihr nicht, daß mir Euer Lärmacher, Euer Tambour da, sehr ungelegen sein kann, wenn ich morgens noch ein Stündchen schlafen möchte, und daß Ihr Euch unwert macht bei der ganzen Nachbarschaft?“ — Ihm erwiderte der Nachbar: „Ich begreife das Gegenteil. Ist's nicht aller Ehren wert, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Abzugskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nicht verfangen wollten und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt: „Freund, wär Euch Eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt: „Wollt Ihr sie tot machen?“ — „Das nicht“, erwiderte der andere. — „Oder fliegen lassen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse stiften?“ — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit Ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen.“ Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der klügere von beiden. Ei, — dachte er, — wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser. — „Ist sie Euch ein Zweiguldenstück wert?“ fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartiert.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte und er eben denken wollte: Ei, meine gute Wachtel ist auch schon munter, — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: Nein, es ist meines Nachbarns Wachtel, — „das undankbare Vieh“, sagte er endlich am dritten Morgen, „ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und

gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund“, sagte er, „Eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ — „Es ist ein braver Vogel“, erwiderte der Nachbar, „ich habe mich nicht daran verkauft.“ — „Er ist recht brav worden in Eurem Futter“, fuhr jener fort. „Was verlangt Ihr Aufgeld, daß er Euch wieder feil werde!“ — Da lächelte der andere und sagte: „Wollt Ihr sie vielleicht tot machen?“ — „Nein.“ — „Oder fliegen lassen?“ — „Das auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse vermachen?“ — „Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo Ihr sie ja eben so gut hören könnt wie an ihrem jetzigen.“ — „Freund“, erwiderte ihm hierauf der Nachbar, „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen.“ Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegentlich erkennen, wenn er es nötig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob er etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in einem andern, ferner — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf den Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er acht gäbe.

J. B. Hebel.

Das große Portal des Berner Münsters.

Es war an einem der ersten Tage dieses Oktobers, da mich der Zufall über den Münsterplatz führte. Ich stand noch unter dem Eindruck der Nachricht von der Beschädigung der Stadt Reims und ihrer Kathedrale durch die Deutschen, und so war es mir ein Bedürfnis, den Anblick des monumentalen Baues auf mich einwirken zu lassen.

Wer von uns hätte das Kunsterlebnis nicht schon gehabt: man schreitet an einem sonnenklaren Sonntagmorgen die Herrengasse hinunter, in die das Tongewoge der mächtigen Kirchenglocken herniederflutet. Hoch über den Dächern

der Häuser sticht der Münsterturm in den blauen Himmel; da, wo die enge Gasse in den bepflasterten Münsterplatz einmündet, steht der Turm in seiner ganzen monumentalen Wucht vor dem Beschauer, der, auf den Anblick vorbereitet, nun doch von der unerwarteten Mächtigkeit des Baues überrascht stehen bleibt: er fühlt aus den schlanken himmelanstrebenden Gliedern des stolzen Turmes und aus den grauen Sandstein-Quadern, die mit ihrem reichen Detail Bände Geschichte sprechen, eine Feierlichkeit auf sich herniederströmen, der er nicht widerstehen kann noch möchte.